



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Sagenhalle des Riesengebirges (Schreiberhau)

Wille, Bruno

Berlin [u.a.], 1904

[Text]

urn:nbn:de:hbz:466:1-43598



in künstlerisches Denkmal altdeutschen Naturgefühls möchte die Sagenhalle sein. Die Mythe vom Geiste des schlesischen Gebirges soll an einem stimmungsvollen Orte ihrer Heimat verherrlicht werden durch die Kunstmittel des Baumeisters, des Bildhauers und des Malers. Mit der Bahn oder in leichtem, lohnenden Spaziergange erreichbar, auf dem Zackenberge in Mittel-Schreiberhau ragt die Sagenhalle zwischen Fichten und Kiefern und bildet unter den Aussichtspunkten, die auf den Gebirgskamm und in die Schneegruben schauen, einen der allerschönsten und zugleich bequemsten.

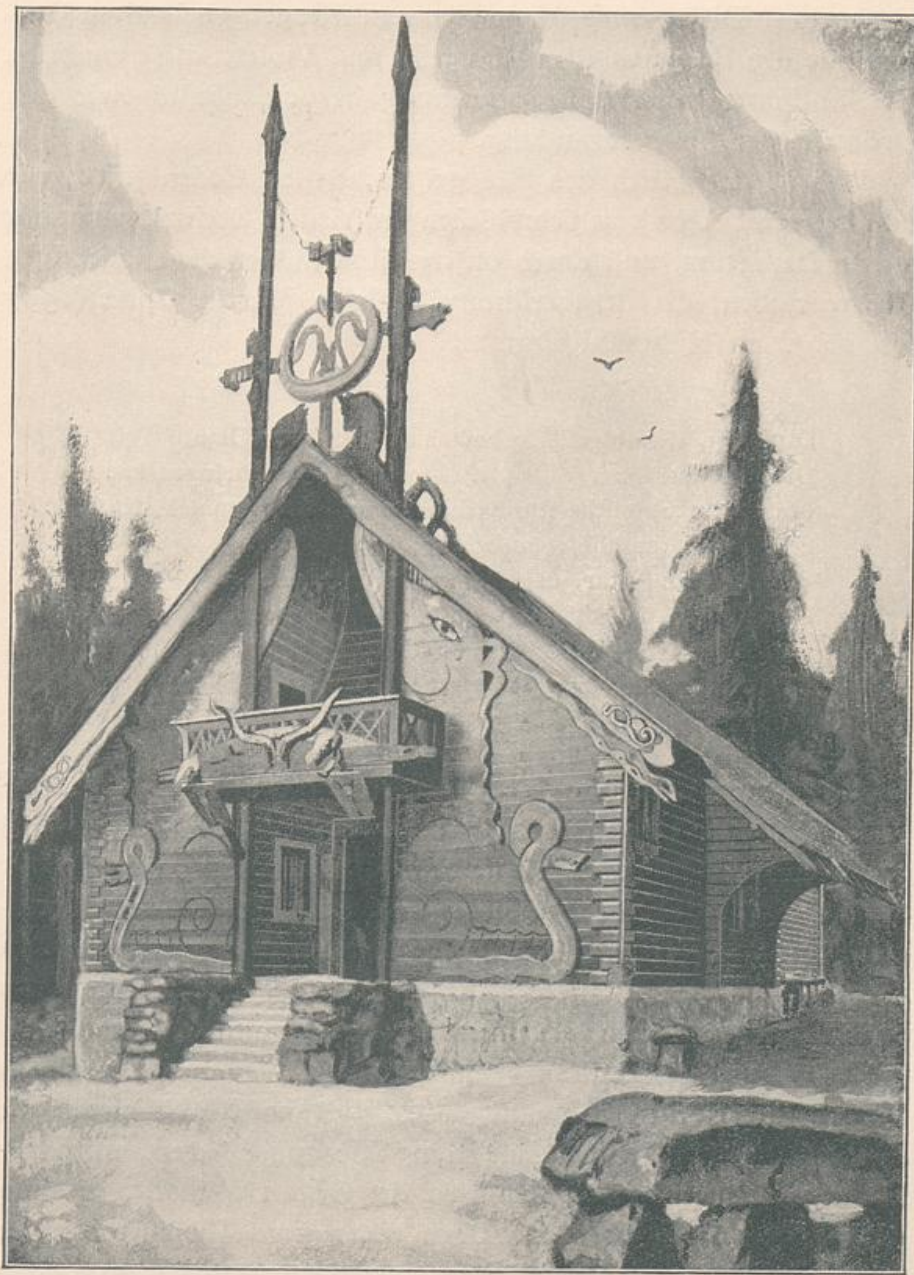
In der Tannenschlucht braust der Zacken; mit ihm vereint sich ein Bach, der das liebliche Wiesental der Siebenhäuser durch-eilt, vorbei an Hütten und Schleifmühlen, über Granitblöcke hüpfend, die ein ehemaliger Gletscher hier verstreute. Rechts der waldige Eulenstein mit der katholischen Kirche und dann der Hochstein, den das Isergebirge als riesenhaften Grenzwächter vorschickt. Hinter der Zackenschlucht im Vordergrunde die Kochelhäuser, weiter links, wie eine Kuppel gewölbt, der Breitenberg und die Bismarckhöhe. Gewaltig überragt wird dies Bild von einer Gebirgsmauer, dem Kamme des Riesengebirges. Eine seiner erhabensten Wildnisse liegt vor uns aufgetan: die Schneegruben, drei Abgründe, zu denen der Kamm 300 bis 400 Meter tief abstürzt, und wo der Schnee bis in den Hochsommer hinein schimmert. Auf der felsenhöhe das Schneegrubenhôtel, dessen stattlicher Bau doch winzig erscheint. Weiter rechts und tiefer auf grüner Weidematte die Alte schlesische Baude. Der Kamm erhebt sich zu einer Reihe von blauen Wellen, unter denen besonders der Reifträger ganz rechts, dann das Hohe Rad, die beiden Sturmhauben, der Mittagstein und die pyramidenförmige Schneekoppe auffallen. Ganz hinten links der Schmiedeberger und Landeshuter Kamm. Bis zur halben Höhe der Gebirgskette reicht der bläuliche Nadelwald, aus dem hier und dort Rauchwolken von feuern der Holzarbeiter schweben. Weiter

2

02
SE
2079



Schmoll/3265



oben herrscht das Knieholz, dazwischen schimmern Weidematten.
Der Kamm ist übersät mit Granitblöcken, die manchmal wie
Burgen ragen; flechten und Moose überweben sie mit fahlem

Graugrün. Diese weitgeschwungene, zu Wogen gegliederte Umrisslinie des Kammes, dies Blaugrün und Violett, diese wuchtige Urwüchsigkeit bringt eine Stimmung hervor, ähnlich wie das Dröhnen der Meeresbrandung.

Das ist das Reich des Berggeistes, dessen Gedenkstätte wir nun betreten. Der von felsblöcken umfriedete Steinaltar mahnt an ein Heiligtum, und durch unsern Sinn mögen die andächtigen Worte ziehen, die der berühmte Schlesier Martin Opitz (1597 bis 1639) an Rubezahl richtete:

Du Geist, der du allhier bewohnst den öden Plan,
Du seyst auch wer du wilt, — wenn ich vollbringen kan,
Was mein Gemüthe sucht, durch deine Kunst und Rath,
So wil ich dir allhier an dieser grünen Statt
Erhöhen ein Altar, darauf zur Dankbarkeit
Ein Opfer, das du liebst, sol brennen jederzeit.
Du Riesen-Herr, du Hrtzt, du Berg-Gott, komm herfür!
Derjene, so dich ehrt, erwartet deiner hier.

Ein altnordischer Bau birgt die Werke des Malers und Bildhauers. Der Baukünstler Paul Engler (Berlin-Karlshorst) erstrebt eine Stimmung, wie sie beim Gedenken an graue Vorzeit uns erfüllt. Mythische Sinnbilder leiten uns in den Vorstellungskreis germanischer Andacht. An der Stirnwand der Halle Drachen und die Midgardschlange. Abenteuerliche Tierschädel mahnen an die rauhen Sitten deutscher Urwaldbewohner. Der Bockschädel über dem Balkon erinnert an den Donnergott, dessen Wagen mit Böcken bespannt war. Wotans Wölfe zieren die Balkonschwelle. In der Türfüllung Wotans Schwert, mit einer Rune gezeichnet; zornig stieß es der Gott tief in den Stamm der Esche. Hoch über das Dach ragen zwei Riesenspeere, die einen altdeutschen Eidring halten, ein Symbol der Treue, das uns ermahnt, Ehrfurcht zu bewahren unserer deutschen Sage und Naturandacht. Auf den Schaften der Speere steht in Runen der Heilwunsch geschrieben: „Saga, mach sehend“. Droben zwischen den Spitzen schwebt stahlblau Donars Hammer, die



furchtbare Waffe des Donnergottes. Die abwechselnd lichte und dunkle Bemalung der Balken verleiht dem Gebäude ein gewisses Zusammenstimmen mit dem Stile der schlesischen Gebirgshäusel. Durch Farbigkeit und überwiegende Holzarchitektur erstrebt die Sagenhalle eine malerische und harmonievollere Wirkung.

Treten wir ins Innere ein, so empfängt uns in der Vorhalle die magische Dämmerung des deutschen Märchens. Über Urgestein schreitet der riesenhafte Berggeist, wie ihn der romantische Meister Moritz von Schwind erschaute, nach dessen berühmtem Gemälde der Bildhauer Hugo Schuchardt (Berlin) unser Rübezahl-Standbild geformt hat, ohne deswegen auf schöpferische Selbständigkeit zu verzichten. Hier haben wir den Rübezahl, wie er in des Volkes Phantasie seit dem Mittelalter lebt. Nicht ist es das Urbild des Herrn der Berge, der altdeutsche Wotan oder der Hammerschleuderer Donar. Das Zerrbild dieser Gottheiten ist es, entworfen vom Glaubenseifer mittelalterlichen Kirchentums, das grundsätzlich den heidnischen Göttergestalten die Fratze des dummen Teufels andichtete. „Rüben-Zagel“ (das heisst: Rüben-Schwanz) nannten die christlichen Priester den vom Gebirgsvolk scheu verehrten Geist der Riesenberge, bis schliesslich der ungeschlachte, schalkhaft schadenfrohe Dämon an die Stelle erhabener Gottheiten trat und nur durch gelegentliche Gutmütigkeit noch an den gabenspendenden Himmelsherrn erinnerte. Unheimlich und lächerlich zugleich ist dieser Rübezahl — wehe dem übermütigen Wanderer, dem kecken Jäger oder Laboranten, wenn aus dem Nadeldickicht der listig-stupide Riese hervorbricht und mit klappernden Holzschuhen über die moosigen Granitblöcke schreitet, rohen Hochmut in der Haltung, niedrig die Stirn, plump die Nase, wulstig die Lippen, verkniffen die Augen, heimtückisch hinter dem Rücken die grimme Keule zum Hauen bereit. Dies Ungetüm macht uns schier glauben, ein knorrig gewundener Baum habe durch ein Wunder seine Wurzeln aus dem Gebirgsgrunde gelöst und komme nun abenteuerlich einherstolziert. Aber die Weltenecke und der Rabe erinnern daran, dass dieser wilde Mann einst als Gott des Himmels und Wetters verehrt wurde.

Während Rübezahls Standbild dem Humor der Volksfage Rechnung trägt, hat unser Maler Hermann Hendrich (Berlin) in seinem Bilderreigen den Gebirgsgeist durchaus mythisch im Sinne des deutschen Heidentums aufgefasst, wie diesen Künstler überhaupt ein tiefer Sinn für germanische Naturreligion

auszeichnet. Auch von seinen Rubezahlgemälden gilt das Wort Houston Stewart Chamberlains, die Phantasie Hendrichs gestalte den Kern der Mythe und Dichtung selbständig und frei nach dem Wesen der eignen Kunst. Dabei neigt Hendrich zu einer Verschmelzung der verschiedenen Künste; seine Farben erzielen oft musikalische Wirkungen, und seine Erfindung wird von lebhaft dichterischem Geiste geleitet. In den Bildern der Sagenhalle hat er uns zugleich ein Gedicht und eine Symphonie beschert. Eine gemeinsame Idee verbindet die acht Gemälde zur mythischen Erzählung, und in deren Entwicklungsstufen offenbaren sich die verschiedenen Züge des schlesischen Gebirgsgeistes, die landschaftlichen Grundformen des Riesengebirges.

1. Der Wolkenwanderer.

Hier ist Rubezahl noch völlig Wotan, der Himmelsherr und Wettergott, wie er besonders im Sturme und in den seltsamen Nebelgebilden erscheint. Vorfrühlings Tauwind faust über den Gebirgskamm und leckt den Schnee hinweg, dessen Reste wie Linnen hier und dort zwischen felsblöcken und Knieholz schimmern. Der Dunst wirbelt empor und bildet den Zauber-mantel des Gottes. In der faust den Ger, begleitet vom treuen Wolfe und seinen beiden Raben, schweift Wotan-Rubezahl, einer Wolke ähnlich, übers Gebirge in der Gegend der Riesenbaude. Entsprechend der düstern öden Landschaft, erfüllt starres Grübeln seinen Sinn. Dumpf ahnt er wohl die Macht des Schicksals, das Götter wie Menschen zwingt. Was wird es über ihn verhängen? — Eine Liebe, die mit Leide lohnt! In den „Legenden von Rubezahl“ erzählt Musäus, wie der Herr der Berge die schöne Prinzessin Emma beim Bade belauscht. Hendrich deutet dies Motiv im Sinne der Naturmythe: In die frühlingsgöttin, die drunten im Tale waltet, verliebt sich der Wettergott.

2. Die frühlingsgöttin.

Ostern, Auferstehung! Neues Pulsen erwacht in den Adern der Mutter Erde. Von den Bergen rinnt der schmelzende Schnee, lichtgrünes Haupthaar wallt um die schimmernden Birkenglieder,

und erste Blüten leuchten aus Rasen und Gebüsch. Auf dem blumigen Plan am rauschenden Bache tanzen Elben, die Gespielen der Frühlingsgöttin. Des Sonnenscheins freut sich Ostara, und die Nixe des Baches ladet sie schmeichelnd ein, das anmutige Spiel der kühlen Wellen zu empfinden. Der Frühlingsgöttin ist zu Mute wie den von neuen Lebensfluten bespülten Pflanzen. — Doch wer lauert dort im düstern Tann? Es ist der Geist, der bergesalte, in Gestalt eines lüsternen Waldschrats; es ist Rubezahl. Von Liebe bezaubert, starrt er auf die reizende Gestalt und möchte sie entführen in seine raue Heimat. — Jahr für Jahr wiederholt sich in unserer Zone der Naturvorgang, der den Sinn dieser Mythe bildet: das Emporsteigen des Frühlings vom Tal auf die Berge, wo die letzten Schneeflächen schimmern.

3. Die Riesenburg.

Nach Musäus haust Rubezahl im Innern des Gebirges und entführt die Prinzessin in sein unterirdisches Reich. Auch in diesem Zuge verrät sich der Wotanmythus als eine Wurzel der Rubezahlsgage. In sein felsenreich hat der Wettergott die Frühlingsgöttin entführt, und nun erblühen Blumen auch auf den rauhen Höhen. Flüchtig aber ist der Sommer des Hochgebirges, bald weht droben wieder des Winters grimmer Hauch. Wenn nun das Pflanzenleben erstorben ist, wo weilt dann die liebliche Göttin? Unterirdisch beim Gatten, der jetzt seines Amtes als Winter- und Todesgott waltet. Ist doch der all-durchdringende Wotan der Gott des rollenden Jahres, also die Macht des Lebens und des Todes zugleich, deren scheinbare Gegensätze insofern zur Einheit verschmolzen werden, als jegliches Sterben einen Übergang zu neuen Lebensformen bedeutet. Wie ein Rad dreht sich der Jahreskreis; die eine Jahreshälfte waltet Wotan im strahlenden Himmel und auf der prangenden Erde in Liebeslust, die andere Jahreshälfte verträumt er im Bergesinnern, während seine Raben draussen um die Felsenzinnen fliegen. „Ein einsam Licht“, so schildert ein germanistischer Mythologe

die unterirdische Ruhe, „durchglänzt die hochgewölbten Hallen; hinter den schlanken Marmorsäulen bergen sich in feierlichem Dunkel urewige Geheimnisse. Es ist kirchenstill dort unten; nur dann und wann zieht ein flüstern durch die Grotten, wie wenn Vöglein träumend sich regen in sternbeglänzten Baumeskronen. Manchmal aber durchtönt Orgelklang die hohen Hallen, und dröhnend, zukunftsverkündend, das Herz durchbebend, erklingt es wie Tönen von Schilden, wie Klirren von Waffen.“

Das ist der rätselhafte Schauplatz, wohin Rübezahl die geliebte Göttin entführt. Unser Maler denkt sich die unterirdischen Räume als Gänge und Gemächer eines burgartig gestalteten Berges, der aus versteckten Gebirgsgründen emporragt. Einer jener Berge ist es, die dem Volksgemüte wie verwunschene Schlösser vorkommen. Denken wir etwa an die „Abendburg“, an jenes ragende Felsgebilde auf dem Iserkamme, unweit des Hochsteins. Diese düstern Granitmassen sind nach der Sage ein ehemaliges Schloss, vielleicht gar die alte Wotansburg, welche beim Hereinfluten des christlichen Glaubens verwunschen ward und nur zuweilen noch, „je nach langem Raume“, in der Johannisnacht einem auserlesenen Menschenkinde in alter Herrlichkeit erscheint und ihre Goldschätze eröffnet.

An diese Mystik der Abendburgsage erinnert Hendrichs „Riesenburg“. Wie aus dem Felsen ist sie gewachsen, uralte und geheimnisvoll, reich an Höhlen und unterirdischen Hallen, an verborgenen Gängen und Treppen. Zur Linken aus der Schlucht stürzt ein Gewässer, von einer Steinbrücke überwölbt. Zur Rechten in der Tiefe schimmert durch die Dämmerung die liebliche Magie eines Birkenhains. Glühwürmchen schweben im Vordergrund, Blumen leuchten. Es waltet jene „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“. Über die Brücke aber ziehen Gestalten; Rübezahl ist es, der die entführte Göttin zu seiner Residenz geleitet, während Elben und Bergmännlein den Hochzeitszug bilden. Wunderfames Licht schimmert aus den Fenstern der Riesenburg, wo man bald mit Musik, Schmaus und Reigen das Fest begehen wird.

4. Rübezahls Garten.

Verjüngt hat sich Rübezahl, und auch sein Sinn ist jugendlich-töricht geworden; wie ein vernarrter Liebhaber benimmt er sich. Die Göttin aber treibt mit ihm ihr Spiel und überlistet ihn. Musäus lässt den Berggeist zur angebeteten Prinzessin sprechen: „fordere einen Beweis meiner Treue oder des Gehorsams, stelle meine Geduld auf die Probe und beurteile daraus die Stärke meiner unwandelbaren Liebe.“ „Es sei also!“ beschloss die schlaue Emma, „ich heische nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will sie beleben, damit sie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte dich, mich zu täuschen, und erzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will.“ So ungerne sich der Berggeist in diesem Augenblick von seiner reizenden Braut schied, so gehorchte er doch sonder Verzug, machte sich rasch an seine Aufgabe und hüpfte geschäftig zwischen den Rüben umher, sie gewissenhaft zu zählen.

Musäus hat diese Legende aus einer Auffassung des Namens „Rübezahl“ gesponnen, die dessen zweiten Bestandteil von „zählen“ ableitet, während „Zahl“ hier zweifellos daselbe wie „Zagel“ (Schwanz) ist. Immerhin ist die von Musäus vertretene Deutung volkstümlich. Auch bewegt sie sich insofern folgerichtig in der Bahn des alten Naturmythus, als das Hervorbrechen des Frühlings aus der winterlichen Haft allerdings an das listige Entspringen der Frühlingsgöttin erinnert, wie schon der deutsche Ausdruck andeutet: „die Knospen springen“. Entführt wird die Göttin dem winterlichen Tyrannen, der sie geraubt hat, durch den Prinzen Sonnenschein. Die von Rübezahl gezählten „Rüben“ sind jene zauberkräftigen Hraun-Wurzeln, die nach altem Volksglauben von Wotan unter dem Galgen hervor gebracht und behütet werden.

Hendrich hat in dem Bilde „Rübezahls Garten“ die spöttisch-heitere Laune gestaltet, zu der uns die Geschichte vom geprellten Berggeiste stimmt. Von seiner Verliebtheit bis zur Einfalt

betört, gibt sich Rübezahl mit blindem Eifer und lächerlicher Gebärde dem Zählen der Rüben hin. Sein Garten befindet sich in den geheimnisvollen Gründen der Erde. Links führt ein Höhlengang tiefer ins Reich der Zwerge, von denen eine Gruppe, wie Bergleute mit Laternen, neugierig, doch voll Ehrfurcht, dem wunderlichen Benehmen ihres Fürsten zuschaut. Unterdeffen entweicht die Frühlingsgöttin durch den andern, nach rechts führenden Gang ins freie, zur Oberwelt, deren sonnige Lichter zwischen den Steinsäulen schimmern wie bunte Fensterscheiben eines Doms. Der kindliche Märchenhumor dieses Gemäldes unterbricht erfrischend die vorwiegend feierliche Stimmung des Bilderreigens.

5. Der Wolken Schatten.

Wie Bangen vor drohender Gefahr ergreift es uns. Ver zweifelt über die flucht der Geliebten, durchstürmt der Wettergott die Luftregionen; zur Gewitterwolke geballt, eilt er der Entsprungenen nach; düster und krallend wie ein grimmes Gespenst gleitet Rübezahls Schatten über die weitgedehnte Kammlandschaft. Es ist die Gegend westlich von der kleinen Sturmhaube. Granittrümmer, Knieholz und wetterzerzaufte fichten; rechts oben am Horizonte eine felsengruppe; tief im Schatten die Spindlerbaude. Triumphierend waltet der Sommer; nur am Abhange des Berggipfels schimmert letzter Schnee. Am grellen Gegensatz von Sonnenschein und Verdüsterung erkennen wir, dass eine jener Haufenwolken am Himmel zieht, die in der heissen Jahreszeit oft so schnell zum Gewitter anwachsen; schon glauben wir des Donners Grollen zu vernehmen. Wird der empörte Berggeist die treulos Entflohene ereilen?

6. Der Donnergott.

Nun bricht das Gewitter tobend herein. Ein letzter Sonnenblick gleitet in die Grosse Schneegrube. Schon stürzen sich düstere Nebelballen in die Abgründe, wo zwischen Schnee nur flechten, Moose und Zwergkiefern gedeihen. Auf ragendem felsenzacken steht Rübezahl riesenhaft als Gewittergott Donar. Grimmig

schwingt er den Donnerkeil; den heiligen Hammer, der nach alt-deutscher Religion die Ehe heiligt, schleudert er der treulosen Geliebten und ihrem Entführer nach. Vergebens aber schmettert krachend der Blitz; nicht in die Ebene reicht Rübezahls Gewalt, und sein ewiges Schicksal ist es, machtlos dreinzuschauen, wenn ihm die Frühlingsgöttin zu Tal entflieht.

7. Die Nebelfrauen.

Verrauscht ist das Gewitter, angeschwollen, trüb und tosend stürzen die Bergbäche abwärts, der Groll hat sich entladen. Sinnbildlich stellt der Zackelfall dar, wie dem Berggeist zu Mute ist. Aufgewühlte Leidenschaft tobt sich aus. Tröstend fällt ein Sonnenblick ins stäubende Wasser, und es schimmert der bunte Bogen des Friedens. Nebelfrauen weben einen rätselhaften Reigen; aus dem Tosen des Falles tönen ihre Lieder wie Offenbarung ewiger Weisheit. Es mag wohl jene düstere Melodie Hölderlins sein:

„Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern —
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen —
Jahrlang ins Ungewisse hinab.“

Vielleicht auch klingen im Wassersturze die Harmonien jener Ergebung, die Goethe im „Gesang der Geister über den Wassern“ ertauschte — das dem Wettergotte Wotan vertraute Lied vom unsterblichen Kreislauf alles Lebens:

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.“

8. Der schlafende Riese.

„Ewig wechselnd“, das gilt auch vom religiösen Leben der Völker;

„Vom Himmel kommt es, Und wieder nieder
Zum Himmel steigt es, Zur Erde muss es . . .“

Ewig wechselnd verändert sich menschliche Andacht und beschreibt manchen Kreislauf; auch Götter werden geboren, sterben und leben wohl in neuen Formen wieder auf. So war's mit dem Himmels- und Wettergott der alten Deutschen. Vom Himmel kam er, eine Offenbarung dichterischen Schauens und sinniger Naturandacht. Doch flüchten musste dies Glaubensgebilde vor dem Christentum, das eine neue Gottesverehrung lehrte. In raube Bergeseinsamkeit zogen sich Wotan und Donar zurück, nur von Gebirglern heimlich verehrt, von den neuen Priestern aber verlästert zum Zerrbilde des Teufels mit dem Rüben-Zagel. Unaufhaltsam wie der Wasserfall rauschen die Jahre vorüber, und auch der Rübezahlglaube ist nun geschwunden. Nur die Sage hält ihn noch fest, und des Volkes Einbildungskraft schaut zuweilen den Berggeist im Nebel, im Schneesturm oder in wunderlichen felsgebilden.

Als ein gigantischer Felsen, geformt wie ein Eremit, erschien Rübezahl unserm Maler droben am kleinen Teich. Ja, versteinert ist der Gott alter Zeiten; doch ein Träumerauge vermag seine Züge zu enträtseln, dem Kindergemüte des Künstlers beseelt sich das Berggestein, „der starre Fels schliesst seinen Busen auf“. So sah Carl Hauptmann, der Dichter der „Bergschmiede“, die Granitblöcke des Gebirgskammes wie Götterhäupter ragen und vernahm im Sturm ihre Klage:

„Nacht . . . Nacht . . .
In Nacht sanken wir.
Urgestein sind wir geworden.
Götter mähen die Seelen wie Gras;
Leben . . . Leben ist Morden.
Steinern sind wir begraben,
Starre Felsen wir ragen
Seit grauer Zeit . . .“

Nicht ohne Erlösung aber bleibt dies düstere Schmachten;
lieblichere Stimmen beben dazwischen, die Lebensgeister der
flechten und Moose:

„Erde sind wir gewesen,	Ewig aus stummem Grunde
Erde und starrer Stein . . .	Ringen Seelen namenlos.
Zum Licht sind wir genesen,	Was noch Stein gewesen,
Tasten in Lüfte hinein.	Ringt sich los;
Was in Tiefen verborgen	Ringt in Himmels Licht,
Schlummerte ohne Traum,	Hebt ein Seelenangeficht
Tragen wir auf zum Morgen.	Rein und bloss.“

Aus elementaren Lebensformen, deren Sehnsucht in kindlicher Unbeholfenheit lallt, hat sich der Erdgeist emporgerungen, bis er schauender Menschenfenn ward und nach seinem eigenen Bilde den „stummen Grund“ deutet und gestaltet. Ein „Seelenangeficht“, ein Geschöpf dichtenden Menschengestes, ist auch dieser schlafende Riese. Versunken in tiefes Träumen, gleicht er einem grübelnden Einsiedler. Ohne Regung wie ein Spiegel ruht der Teich. Zu feierlicher Beschaulichkeit hat eine wolkenlose Nacht den Sternenmantel darüber ausgebreitet:

„Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.“

Auch das Steinbild, der schlafende Riese, starrt ins Wasser, wo ein Krongeschmeide aus Sternen wehevoll über seinem fürstlichen Haupte schimmert.

Die Verschollenheit der alten Götterverehrung wird in der halbkreisförmigen Apsis durch den „Schlafenden Wotan“ ausgedrückt, ein Meisterwerk des (1904 verstorbenen) Münchner Bildhauers Prof. Rudolf Maïson. Die bronzierte Statue bildet zu Hendrichs Simmungen ein finale und zugleich das ergänzende Gegenstück zum Rubezahl-Standbilde des ersten Raumes. führt dieses die ungeschlachte Ausgeburt derben Volkshumors vor, so ist der „Schlafende Wotan“ ganz adlige Schönheit, geprägt von einem Künstlergemüte, das mit wehmütiger Andacht auf die versunkene Grösse altgermanischer Naturreligion zurückschaut. Wie Barbarossa im Kyffhäuser schläft

Gott Wotan tief im Innern der Berge. So schläft der Spender fruchtbaren Wetters, wenn Eis und Schnee das Naturleben in Todesstarre bannen. Den ewigen Schlaf aber, den Schlaf versunkener Vorzeit und verschollener Lieder schläft der Himmelsfürst, seit die Völker ihm nicht mehr huldigen. Doch selbst in dieser todesähnlichen Ohnmacht stellt er einen ganzen Herrscher dar. Ist auch auf die Brust das träumende Haupt gesunken, und will der furchtbare Speer aus der Faust gleiten, so spricht doch die Höheit des gedankenvollen Antlitzes und der Heldenlieder: „Seht da der alten Deutschen Götterkönig, den vergessenen Zeus der Germanen!“ Horch, da tönt in unserer reuevollen Brust die „versunkene Glocke“, Frau Sagas mahnende Stimme. Und wie Gerhart Hauptmanns Glockengiesser spricht unser Bildhauer aus dem „Schlafenden Wotan“:

„Ihr kennt das Gleichnis
Von dem verlornen Sohn —: Die Mutter Sonne
Ist's, die es den verirrtten Kindern schenkt.
Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht,
So ziehn die Scharen meinem Tempel zu.
Und nun ertönt mein Wunderglockenspiel
In süßen, brünstig süßen Lockelauten,
Dass jede Brust verschluchzt vor weher Luft:
Es singt ein Lied, verloren und vergessen,
Ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
Aus Märchenbrunnen-Tiefen aufgeschöpft,
Gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
Bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen,
Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
Und Hass und Groll und Mut und Qual und Pein
Zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Tränen.“

• • •
Unaufhaltsam wie der Wasserfall rauschen die Jahre vorüber,
und nicht bloss die Anbetung Wotans, sondern selbst ihr
spöttisches Echo, der Rübezahlglaube, ist verklungen. Doch

„Wieder nieder
Zur Erde muss es . . .“

So kehrt auch der verschollene Glaube grauer Vorzeit zurück, pietätvoll besinnt sich unser Volksgeist auf die Träume seiner Kindheit; der unverwüstlich wahre und schöne Gehalt jener Märchen wird von Künstlern wie Gold aus der Schlacke geschmolzen und köstlich geformt. Und beim Betrachten solcher Werke geschieht uns wohl wie jenem Wanderer der Volksfage, dessen Erlebnis der Mythologe Oskar Schwebel sinnbildlich deutet. Verirrt hat sich der Wanderer bei Nacht in pfadloser Wildnis, und nach erschöpfendem Klimmen über Berggeröll wirft er sich verzweifelnd ins Moos. Doch sieh, aus tiefer Waldesnacht erglimmt ein blaues Lichtlein, grösser wird es, und auf einmal steht da ein steinalt Männlein mit einer Laterne, ein weiser Zwerg aus den geheimen Tiefen der Erde. Erquickung bietet er dem Verirrten und leitet ihn hinab in sein Reich. Eine nimmer erträumte Pracht tut sich dem müden Auge des Wanderers auf, so dass es wieder hell und frisch wird. Feierlichen Kirchenhallen vergleichbar wölben sich gigantische Säulen, geziert mit weissem Tropfstein. Wie bunte Sterne flimmern edle Kristalle und Erze. Giessbäche brausen, und zwischendurch singt es wie Kinderstimmen. Unterirdische Gärten grünen in magischem Lichte, rotgefiederte Vögel jubilieren, blaue Blumen hauchen rätselhaften Duft. Und wenn der gütige Zwerg den erquickten Fremdling wieder zur Oberwelt gebracht hat, dann reicht er ihm zum Andenken eine blaue Blume und spricht: „Sie öffnet dir das Tor zur Geisterwelt; und wenn du droben im scharfen Lichte des Tages müde geworden bist, dann vergiss die Blume nicht!“ — Vergessen? Wer einmal in den verschütteten, verwunschenen Palästen deutscher Naturfage gewelt hat, dem ergeht es wie dem erhabensten Vertreter unseres Volksgemütes: auch ihn ergreift im Gewühle des Lebenskampfes die stille Stunde innerer Einkehr und

„Ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem ernstern, stillen Geisterreich.“

Druck von J. J. Weber in Leipzig.